Jedes kleinste Geräusch, jeder Windstoß versetzt uns in peinliche Aufregung, die sich steigert, je mehr unsere Hoffnungen Pusse, unser beschleunigter Herzschlag uns unsicher macht, die Wirklichkeit vom Uebersinnlichen zu unterscheiden. Selbst traumhafte Stille empfinden wir als brennende Last, die durch plötzliches Knacken in altem Holze, durch Einsetzen des monotonen Bohrens des Holzwurmes in schreckenerregender Weise wächst. Unthia, dagegen ungutämpfen, überlassen wir uns völlig dem Heer auf uns einstürmender Erinnerungen an früher gehörte Gespenstergeschichten und „Vorahnungen" künftiger schwerer Geschehnisse, und beobachten nicht, daß in unserer Schlaffheit und Widerstandslosigkeit eine Gefahr für uns lauert, die uns zu zerreißen droht.

Wir wissen nicht, wann dieser unselige Krieg zu Ende sein wird. Wir können nur hoffen, voll gläubigen Vertrauens auf die Tapferkeit und Siegesfreudigkeit unserer Helden draußen in der Ferne, daß bald der Tag kommen möge, wo sie siegreich heimkehren und die Zeit der Schrecken für uns und ihr Ende erreicht. Bis dahin aber müssen wir uns mit allen nur denkbaren Mitteln gesund und kräftig zu erhalten versuchen, und deshalb gebietet es nicht nur die Pflicht gegen uns selbst, unsre Kinder und Angehörigen daheim, sondern mehr noch die Pflicht gegen unsre Kämpfer, dem Aberglauben, wie und wo und in welcher Gestalt er sich auch zeigen mag, ganz energisch entgegenzutreten. Gelingt es uns, mit herzlichem Lachen alle derartigen Angriffe auf unsere Nerven abzuwehren, mit unglaublichem Lachen all den Schauergeschichten in ihrer verschiedensten Form und Gestalt den Garaus zu machen, dann leisten wir unserm ganzen Geschlecht einen unschätzbaren Dienst. Gerade wir Frauen sind so besonders empfindlich, wenn eine Sache, der wir vertraut, der Lächerlichkeit anheimfällt; nun wohl, verlachen wir uns alle zusammen in dem Bestreben, den Aberglauben, den schlimmsten Feind von uns Frauen in dieser Zeit, der Lächerlichkeit preiszugeben.

Ueber das Aufgebot der Hausfrauen

schreibt Dr. Gertrud Bäumer in der „Frauenfrage":

„Jeder Tag, der ins Land geht, verstärkt in uns den Eindruck, daß die große Masse der Bevölkerung unsere Ernährungsfrage noch überhaupt kaum erfaßt hat, jedenfalls noch lange, lange nicht ernst genug nimmt. Aber ich habe auch den Eindruck, als ob unsere Frauenvereine selbst diese Sache noch nicht ernst genug nehmen, d. h. ihre Pflicht, das wirtschaftliche Gewissen aller Frauen mit allen Mitteln zu wecken.

Keine Aufgabe der Kriegsfürsorge ist aber jetzt so unerweislich wichtig wie diese! Und es bedarf noch einmal einer Riesenanstrengung aller unserer organisatorischen Kräfte, um die Massen des Volkes in allen Schichten mit dem Pflichtbewußtsein zu durchdringen, ohne dessen Erwachen und Durchhalten unsere Volksernährung bis zur nächsten Ernte überhaupt nicht geleistet werden kann. Keiner unserer Vereine dürfte sich daher der Pflicht entziehen, diese Aufgabe in Angriff zu nehmen.

Es empfiehlt sich, mit einer Versammlung oder mit Versammlungen zu beginnen, um erst einmal durch das lebendige Wort den Willen aufzurütteln und das Problem eindringlich zu machen. Die Presse, trotzdem sie jetzt glücklicherweise diese Fragen lebhafter und reichlicher erörtert, genügt dafür nicht. Man soll nur nicht denken, daß die Leute lesen können. Die wenigsten können lesen. Das heißt, bei den wenigsten, besonders Frauen, in deren Leben das Papierene keine große Rolle spielt, wird durch Zeitungslektüre der Wille geweckt. So dringlich dermag das gedruckte Wort eine noch lange nicht genügende Sache nicht zu machen. Wir bedürfen der Versammlungen. Und zwar im großen. Es hat keinen Sinn, in einer großen Stadt 200 Leute zu belehren, und etwa den üblichen Vereinsdamen die Hausfrauenpflichten der Kriegszeit auseinanderzusetzen. Man muß sich von Anfang an die Masse wenden.

Die Propaganda durch Zeitung und Litfaßsäulen muß durch Handzettel unterstützt werden, die durch die Schulen, aber auch z. B. in Markthallen und, wo es solche nicht gibt, auf den Wochenmärkten verteilt werden müssen. Der Nationale Frauendienst Berlin hat am 11. Januar zehn Versammlungen gleichzeitig in allen Stadtteilen veranstaltet, die so voll waren, daß vor allen Hunderte umkehren mußten, und daß man einzelne gleich gesetzt hat. Das war aber noch lange nicht genug, es muß in noch größeren Sälen und an noch zahlreicheren Stellen die Sache wiederholt werden.

Die Versammlungen haben uns sehr deutlich gezeigt, wie ernstes Interesse bei den Frauen ist, belehrt zu werden, wie gern sie das Rechte tun möchten und wie gern jede helfen möchte, aus ihrer eigenen Erfahrung heraus den anderen mit guten Ratschlägen beizustehen. In den Versammlungen müssen Merkblätter, Rezepte usw. verteilt usw. verkauft werden. Unsere Taschenbücher, Kriegskochbuch von Hedwig Heyl, Ernährungsbüchlein usw.) waren im Nu vergriffen, wir hatten lange nicht genug. Dann aber muß das geweckte Interesse dauernd gehalten und vor allem: geleitet werden. Zu dem Ende sind Beratungsstellen notwendig, die in Großstädten in vielen Stadtteilen einzurichten sind. In Berlin (Stadtbezirk ohne Vororte) werden jetzt 10 Stellen eingerichtet. Hier findet ein dauernder Vertrieb von Kochbüchern, Rezepten, Wochenspeisezetteln, Anleitung zur Verwertung von Kochresten und Kochbeuteln statt. Hier werden auch Anmeldungen zu Demonstrationskursen und Abenden angenommen, in denen die Frauen praktisch angeleitet werden. Solche Kurse (von 3 oder 6 Abenden) sollen in Verbindung mit der Aerztekammer stattfinden, die sich sicher auch an anderen Orten, wie sie es in Berlin tut, für die Aufklärung interessieren und zur Verfügung stellen wird. Eine besondere Propaganda muß unter den Köchinnen gemacht werden. Festzuhalten ist, daß mit allen hier Mitteln: Versammlung, Druckschaen, Beratungsstellen, Kursen und Demonstrationen, gearbeitet werden muß, wenn die Aufklärung wirksam sein soll.

Ueber die Schwesternpflege im Felde

äußert sich Oberstabsarzt Dr. Niemeyer in äußerst günstiger Weise. An der Hand umfangreicher Erfahrungen faßt er sein Urteil folgendermaßen zusammen:

„Ich kann mit der Zustimmung meiner Kollegen die Ansicht aussprechen, daß ein Kriegslazarett ohne Schwesternpflege nicht bestehen kann, und daß gerade unsere deutschen Schwestern allem anderen Pflegepersonal, auch dem gewiß nicht schlechten französischen Schwesternpersonal, weit überlegen sind. Ich habe sowohl in Belgien als Stationsarzt, wie jetzt in Rovno als Chefarzt eines großen Kriegslazaretts Gelegenheit gehabt, die Hingebung und Opferwilligkeit unserer Schwestern vielfach zu bewundern. Sauberkeit und Ordnung trat erst ein, als die Schwestern den Dienst antraten. Der Dienst ist nicht leicht und stellt die allergrößten Ansprüche an körperliche und seelische Kräfte und erfordert die größte Selbstüberwindung und eine völlige Selbstlosigkeit. Unsere Schwestern gehen ganz in ihrem Beruf auf, wie wird ihnen eine Arbeit zu schwer; und wenn etwas zu bewältigen ist, so könnte es höchstens der Nebenreiter sein, mit dem sie, ohne an sich zu denken, ihres schweren Berufes walten.

Ich habe nie bemerkt, daß Schwestern zusammengeklappt sind; oder gar, daß sie — wir befinden uns hier nur wenige Kilometer hinter der Front, wenn mal ein Geschoß in der Nähe unserer Stadt platzte oder eine Fliegerbombe bei uns niederging — Zeichen von Angst oder Nervosität geäußert hätten.

Es scheint unerläßlich, inwieferen die männliche Umgebung hier anders als im Frieden auf sie wirken sollte. Die Schwestern arbeiten hier wie dort unter männlicher Aufsicht und pflegen hier wie dort männliche Kranke. Hier wie dort wohnen sie und essen sie für sich. Nein —, die Schwestern, ganz gleich, ob sie aus Kiel oder Hamburg, Lübeck oder Bremen stammen, sie sind alle unsere sehr willkommenen und notwendigen Mitarbeiter bei unserer gemeinsamen Arbeit im Dienst an unseren Kriegsverwundeten."

Die weibliche Vormundschaft

ist in Oesterreich endlich den Frauen zugestanden worden. Allerdings bedürfen die Frauen, sofern sie verheiratet sind, zur Uebernahme einer Vormundschaft, der Einwilligung ihres Mannes, hingegen kann die uneheliche Mutter Vormünderin über ihr Kind sein. Die eheliche Mutter kann als Witwe selbst Vormünderin ihrer Kinder sein, wenn sie die Erlaubnis ihres verstorbenen Gatten hierzu hat. Der Bund Oesterreichischer Frauenvereine hat eine Auskunftstelle für die Fragen der Vormundschaft eingerichtet und macht es sich zur Aufgabe, den Behörden geeignete, weibliche Vormünderinnen beizustellen.

Die goldene Tapferkeitsmedaille

hat eine Grazer Studentin, Sophie Habetsohn, erhalten. Sie hat als Freiwillige in der Bukowina gegen die Russen gekämpft und die größte Tapferkeit bewiesen.

Knackmandeln.

Lösung des Rätsels aus Nr. 5:

„Kanonen reden eine überzeugende Sprache".

Richtige Lösungen gingen ein 66. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 68. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Paul Scholz, Willy Trenisch, Fritz Wehlecke, Frau Marta Flinzer, Frau Berta Rudolph, Herta Leonhardt, Hans Kölpsch, Traumpfe, Hermann Dell, Elsa Lüders, Margarete Ehrhardt, Charlotte Harnisch, Gertrud Blume, Fr. Golze, Max Bergien, Artur Rauchfuß, Emil Jahn, Max Hoffmann, Lotte Lindner, Ernst Söllner, M. Fenjuin, Gerhard Wolfgang, Walter Wolfgang, Elsa Schraplau, Walter Seel, Lydia Stiltrich, Anna Genue, Anneliese Rahn, Georg Ebert, Frau E. Saalfeld, Frau Rudel, Kurt Linke, Franz Vogel, Johannes Streit, Artur Hartmuh, Elsie Schonberg, Else Kölling, Friedel Grünwald, Wilhelm Bogge, M. Wiener, Käthe Breitter, Rudolf Kölsch, Emil Baer, Frau Hagemann, Ernst Wiedenbeck, Berta Rätsche, Hans Stüwe, B. Unger, Hedwig Stelaff, Frida Roth, Frau M. Besler;

von auswärts: Frau Frida Oppermann, Diemitz, Steinbrecher, Canena, Heinr. Graupner, Passendorf, Frida Birke, Riesstedt, Bernstein, Siersleben, Charlotte Frohn, Hannover, Willy Hesse, Gröbers, G. Kitter, Merseburg, Albert Röhrig, Weißenfels, Thiemann, Fienstedt, Ernst Krause, Canena, Karl Beilecke, Dessau, Marie Strick, Beuchlitz, Frau Elisabeth Franze, Landsberg, A. Vegeleben, Schkeuitz.

Die Prämie:

„Raymunds Werke", eleg. geb.,

entfiel auf Hans Stüwe, hier.

Anagramm.

Drei flotte Musici im Schützengraben,
Bayrische Jungen, frumm und voll Humor;
Das Mädelwort, das sonst geübt sie haben,
Kommt ihnen heut soll nun ein Märchen vor.
Sie zeigen desto mehr Interesse heute
Dem ungestellten Wort, das der Major
Den Wackern sandte aus der jüngsten Beute
Und neubelebt zeigt sich der durst'ge Chor.

Prämie:

„Wer tats?" Roman v. Konr. Telmann.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Dienstag früh an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Dreizüger von Decker in Chicago.

Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 4.
Zweizüger von F. v. Dipl.
Sg4—e3.

Ein Wiegenlied aus dem Schützengraben.

In dem neuesten, demnächst erscheinenden Heft der schönen Sammlungen von Kriegsgedichten, die der Verlag Eugen Diederichs in Jena herausgibt, findet sich auch ein Wiegenlied, das ein deutscher Krieger im Gedenken an sein Kind in der Heimat in den Schützengraben bei Ypern gedichtet hat. Das Gedicht, dessen Entstehungsart unter all den zahllosen Wiegenliedern der deutschen Dichtung gewiß einzig dasteht, lautet folgendermaßen:

Slap, min Kind,
De Nacht, de kümt.
De Wind speelt in dat Blädermeer
Un singt ein Wegenleed di vör.
Slap, min Kind.

Slap, min Kind.
In Storm un Wind
Dor steiht bi Tiddert op de Wacht
In Frankrik wull to später Nacht
Slap, min Kind.

Slap, min Kind
Un bed geschwind,
Dat unser Herrgott in de Nacht
Of diner kinen Badder wacht.
Slap, min Kind.

Eine tapfere Westfalin

hat in den letzten Wochen, sowohl das Eiserne Kreuz als auch die Rettungsmedaille erhalten. Fräulein Aust ist eine geborene Bochumerin, die sich zu Anfang des Krieges als freiwillige Krankenpflegerin nach dem östlichen Kriegsschauplatz begab. In Russisch-Polen lernte sie unmittelbar an der Front große Trübsal, letzte Kleinode mitten im Kugelregen an und holte Verwundete aus dem Gefecht. Generalfeldmarschall von Hindenburg sprach ihr in einem persönlichen Schreiben seine Anerkennung und seinen Dank aus und überzandte ihr das Eiserne Kreuz. In einem schlesischen Grenzort rettete die junge Westfalin zwei Kinder unter eigener Lebensgefahr aus den Flammen der Oder. Fräulein Aust, die selbst zweimal verwundet wurde, weilt jetzt zur Erholung in der Heimat, will aber wieder nach dem Kriegsschauplatz hinausgehen.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Ouck. Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pohl, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage

des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 6 — Halle a. S., Sonntag, den 7. Februar — 1915

Laß uns vor die bestehen,
Und gib uns heute Sieg;
Die Christenbanner wehen,
Dein ist, o Herr, der Krieg.

Max von Schenkendorf.

Hauptmann Engli.

Novelle von Hans Fr. Blunck.

Fern bei den Vorposten, die gegen die französischen Schanzen standen, fielen einzelne Schüsse, hallten durch den Abend und brachen sich langsam an den Wänden des Waldgewandes.

Hauptmann Engli hatte Quartier bezogen, öffnete das Fenster und horchte unruhig in die Dämmerung hinaus. Die Hausfrau und ihre Tochter blieben in der Mitte der Stube, strichen Tischtuch und Decke zurecht und warteten halb neugierig auf ein paar Worte. Der andere wandte sich barsch und sah sich im Raum um.

„Sie haben wir hoffentlich nicht Ihr bestes Zimmer eingeräumt, Frau Dohrn, so viel Umstände ist die Sache nicht wert."

Die Hausfrau lächelte geschmeichelt. „Wir tun's gern für die Preußen!"

„Und das Klavier steht auch hier drinnen. Ich will Sie wirklich nicht hören. Sie spielen doch sicher!"

Hauptmann Engli freute sich, daß man sich Mühe um ihn gab, und sprach doch abgerissen, wartete, daß er allein blieb.

„Trube hat viel gespielt —". Die Hausfrau wies auf die Tochter, „aber in solchen Zeiten hat man keine Freude dran."

Engli sah flüchtig auf das hübsche, schlanke Mädchen. Das schob flink noch die Stühle zurecht, raffte ein paar Stückereien, Nadel und Faden vom Nähkorb und huschte hinaus.

Frau Dohrn blieb im Zimmer und wischte mit dem Staubtuch über Schrank und Lehne.

„Ach ja, — wie die Zeit vergeht! Jahrer siebzig kamen auch die Preußen hier durch. Mein Vater erzählte immer davon. Lauter blühende junge Menschen. Und da sind so viele nicht wiedergekommen."

„Ich bin Elsässer —", Hauptmann Engli sagte es rasch, wandte sich und trommelte auf die Fensterbank. Die Hausfrau wußte nicht, was er hatte und begann halb neugierig von etwas anderem.

„Wenn's noch jung wäre Leute sind, — aber die Aelteren, die mit hinausmüssen! Sie haben auch wohl Weib und Kind zu Hause."

„Nein."

„Es kam so kurz und hastig heraus, daß Frau Dohrn etwas zusammenschrak. Leise schlich sie sich hinaus, um mit ihrem Manne über den seltsamen Gast zu sprechen.

Hauptmann Engli aber blieb vor dem Fenster und sah einsam in den Abend.

Die Kirschbäume vor den Läden wiegten sich leise. Das erste Dunkel fiel aus ihren lichten Zweigen, kroch über den Rasen und stieg in das Rolengerank, das um die Laube hing. Ein paar Hühner gackerten schlaftig erschreckt. Fern fuhr ein Wagen über die Straße.

Dann wurde es ruhig. Nur in den Bäumen rauschte der Abendwind, und wurde doch still, als hätte er Ruhe gefunden in den Zweigen.

Hauptmann Engli sah versonnen vor sich hin. Seine eigene Kinderzeit stand hier in der Heimat so klar vor seinen Augen, wie wohl seit langem nicht mehr. Und die Jahre zogen langsam an dem Träumenden vorbei in hastigen, wunderlichen Bildern, verschoben sich und waren doch lustig und hell, eins nach dem andern voll Wünschen und Hoffen, bis sie jäh abbrachen und er nichts mehr zu finden wußte.

Der Offizier fuhr auf. Ach so, — dann kam die Zeit, als er glaubte, den preußischen Dienst quittieren zu müssen, — als Elsässer, — als die Kämpfe kamen und er nicht mehr in der Heimat bleiben zu dürfen meinte, als er über den Waldgewald wanderte und drüben in Frankreich Freiheit und Heimat vor den Preußen suchte. Und dann kam die furchtbare Enttäuschung, der Ekel vor denen da drüben, der Groll gegen die Menschen und gegen die Gerechtigkeit.

Da war er weitergewandert, hatte rastlos die halbe Welt durchquert, bis er oben im Schwedischen vom neuen Krieg hörte, von den Russen, vom Einfall der Welschen ins Elsaß, und sein Blut ihn mitriß zu denen, die seine Heimat verteidigten.

Seltsam, daß ihm das heute einfiel, daß er sich einsam fühlte und plötzlich ein Wunsch nach Ruhe in ihm unwiderstehlich aufstieg, nach Ruhe und Weib und Haus, so wie sie die anderen hatten, die im Lande geblieben waren unter den Preußen, so wie der Bürger, bei dem er im Quartier lag.

Fern, ganz fern fiel ein Schuß. Ein Vogel flog schwer auf und schlug ängstlich mit den Flügeln.

Gedenktage der Woche.

7. Febr. 1807 Napoleon schlägt das russ.-preuß. Heer bei Preußisch-Eylau (7. u. 8. Febr.). — 1878 Papst Pius IX. in Rom † (1792 *).

8. Febr. 1907 Der Hallische Geograph Alfred Kirchhoff in Mockau b. Leipzig † (1838 *). — 1909 Der Führer und Sozialpolitiker Ad. Stöcker in Gries bei Bozen † (1835 *).

9. Febr. 1789 Franz Xaver Gabelsberger, Begründer der deutschen Stenographie, in München * (1849 †). — 1851 Der Dichter Felix Dahn in Hamburg * (1912 †). — 1905 Der Maler Adolf v. Menzel in Berlin † (1815 *).

10. Febr. 1855 Der Bildhauer Richard Anders in Charlottenburg *. — 1901 Der Hygieniker Max v. Pettenkofer in München † (1818 *).

11. Febr. 1115 Schlacht am Welfesholz zwischen Graf Hoyer von Mansfeld und Wiprecht von Groitzsch. — 1813 Der Dichter Otto Ludwig in Eisfeld * (1865 †). — 1814 Napoleon schlägt die Preußen bei Montmirail. — 1847 Der amerikan. Erfinder Thomas Alva Edison in Milan (Ohio) *. — 1905 Otto Erich Hartleben in Salo am Gardasee † (1864 *).

12. Febr. 1804 Der Philosoph Immanuel Kant zu Königsberg i. Pr. † (1724 *). — 1809 Der Naturforscher Charles Darwin in Shrewsbury * (1882 †). — 1880 Der Dichter Karl v. Holtei in Breslau † (1798 *). — 1894 Der Dirigent u. Komponist Hans v. Bülow in Kairo † (1830 *).

13. Febr. 1511 Herzog Albrecht in Preußen wird Hochmeister d. Deutschen Ritterordens. — 1883 Richard Wagner in Venedig † (1813 *).

Hauptmann Engli fuhr über die Stirn und rief nach dem Burschen. Der kam und half ihm, sich einzurichten. Eine Ordonnanz brachte Meldungen, ging mit schweren Stiefeln in die Stube, bis der Offizier sie anfuhr, leiser aufzutreten.

Dann fragte er, wie in plötzlichem Einfall:

„Was ist der Quartiergeber?"

„Der ist was mit'm Bürgermeister, Herr Hauptmann."

Er wußte es längst und hatte nur das Bedürfnis, zu fragen.

„So'n Art Ratsmann, was? Wieviel Kinder sind denn im Haus?"

„Vier Jungs, Herr Hauptmann, und das Fräulein —"

Engli fing an zu lachen.

„Und zwei Dienstboten —", meldete der andere eifrig. —

Es war dunkel geworden draußen, das Mädchen brachte die Lampe. Ein paar Schüsse fielen fern in den Tannen des Waldgewaldes. Der Bursche ging und Hauptmann Engli blieb wieder allein.

Nur von der Straße kam mitunter ein lustiges Leben und Lachen. Die Soldaten hatten es sich bequem gemacht in den Quartieren, standen in den Türen und scherzten mit den Mädchen.

Da kam plötzlich aus einem Zimmer ein leiser Männergesang. Ein paar Frauenstimmen fielen ein und der Offizier horchte.

Es war ein schlichter Abendsegen, aber es klang so ernst und bewegt herüber, daß dem Lauschenden das Herz hoch bis zum Halse schlug. Und noch einmal, wie eine tiefe Leere fühlte er, daß er um rast und einsam geblieben war, daß keine Frauenstimme zu ihm klang, — daß er niemals den Frieden gefühlt hatte, wie die da drüben. Und ihm war als müßte er danach suchen wie nach etwas Verlorenem.

Die Schüsse draußen wurden heftiger. Er dachte plötzlich, ob er wohl jemals über die Höhen kommen würde, die trotzig und nachtdunkel im Westen lagen

Trube Dohrn kam und brachte das Abendbrot Wieder freute er sich über ihr frisches Wesen, ihn feine, gertenschlanke Gestalt und suchte sie festzuhalten.

„Wissen Sie, daß ich vor sechzehn Jahren hier im Manöver war, Fräulein?"

Sie sah ihn hell an.

„Mutter sagte, daß Sie Elsässer sind."

Er nickte und sah gen Westen.

„Da, weit hinter den Schanzen, ganz hoch oben ist meine Heimat. Hab' noch 'ne Schwester, die auf mich wartet."

Und dann sprach er langsam, fast stockend weiter: „Hab die Zeit damals als junger Leutnant mitgemacht, war ein toller Draufloskopf. Wollte immer alles besser machen. Wissen Sie, wie das ist?"

Das Mädchen stand am Klavier und sah ihn erstaunt und ängstlich an. Aber dann nickte sie zutraulicher.

„Ich glaube, das muß sehr, sehr schwer sein Herr Hauptmann, —"

„Und nun komm ich noch einmal mit den Preußen, — ausgerechnet mit den Preußen."

Sie verstand ihn nicht recht. „Vater sagt, die Preußen haben Recht, —"

Der Offizier wandte sich plötzlich, blickte in den Garten hinaus und fürchtete doch, daß das Mädchen ginge.

Trube Dohrn wußte nicht, was sie sagen sollte aber er tat ihr leid, und sie suchte nach einem Trost

„Aber jetzt wird ja noch alles gut, Herr Hauptmann, wir siegen ja und müssen zufrieden sein Und es ist doch doppelt so schön, wenn man solang fort war."

Der andere nickte.

„Verflucht lange, für unsereins zu lange, Fräulein."

Das Mädchen wußte nicht mehr, was sie antworten sollte und huschte hinaus.

Hauptmann Engli aber war plötzlich, als sei ein guter Freund gegangen. Aergerlich raffte er sich auf, als wollte er etwas abschütteln.

„Verfluchte Stimmung!"

Grübelnd sah er nach Westen, nach der Heimat die hinter den französischen Schanzen lag, und ein Sehnsucht erfüllte ihn und wallte auf, unfaßbar und unüberwindlich.

Und mit den Wünschen wuchs ein weiches Gefühl, das er nicht kannte, eine Freude an denen die um ihn waren, — ihm war, als gehörte er zu ihnen, als sei jetzt alles eine große Familie rings um, als sei er nimmer drüben gewesen, wäre wie der jung und begeistert und würde mit den andern zu irgend einem überlegenen Kampf. Und die Lust mal ergriff ihn, und die Liebe zur Heimat, wie etwas Heiliges, Unergründliches.

„Verfluchte Stimmung!" Er fuhr noch einmal mit der Hand über die Stirn und schüttelte den Kopf. Da fiel ihm ein, daß das Abendbrot für ihn bereit stand. Er wollte sich setzen und lief doch weiter unruhig auf und ab durch den Raum.

So fand ihn Trube Dohrn, als sie kam und abräumte. Engli sah ihr eine Weile unruhig zu, als hätte er einen Wunsch, den er nicht aussprechen mochte.

„Sie haben vorhin so schön gesungen, —" sagte er dann hastig. „Ich habe schon lange kein Lied mehr gehört."

„Hat es Ihnen Freude gemacht?"

„Ich war ja drüben und — draußen sechzehn Jahre, und mir ist, als hätt' ich viel versäumt die Zeit!"

Unrast wartete er auf eine Antwort, dann fuhr er fort wie in einer Beichte.

„Ich bin ein harter und rauher Mensch geworden, Fräulein Trube, weiß selbst nicht, wie es gekommen ist. Aber man wird wieder wie ein Kind in der Heimat. Das ist, als ob man sich selbst wiederfände nach einem schlimmen Traum."

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191502078/fragment/page=0001

Er trat rasch auf sie zu, daß sie verwirrt und errötend zurückwich.

„Spielen Sie doch etwas. Etwas, wie Sie vorhin sangen."

Das Mädchen setzte sich ängstlich und schlug den Deckel zurück. Langsam glitten ihre Hände über die Tasten, als suchte sie, sich zu finden.

„Vater hat's viel gespielt," sagte sie leise, und schwellend begann das Dankgebet der Niederländer:

„Wir treten zum Beten vor Gott den Gerechten!"

Er hörte eine Weile zu, versuchte an sich zu halten und griff plötzlich in furchtbarer Erregung nach ihren Händen.

„Lassen Sie, — das nicht, — das ist nicht wahr, — der war nicht gerecht, —"

Aber das Mädchen war aufgestanden: „Er ist doch gerecht."

„Damals, —" Der Offizier zitterte vor Erregung, die ganze Unruh seines ruhelosen Lebens brach in ihm durch. „Er war's nicht!"

Er schrie es wie einen Befehl. Bis er plötzlich vor sich hinstierte, als würde er müde: „Wenn ich doch noch einmal den Glauben hätte an Gottes Gerechtigkeit!"

„Sie müssen ihn hier wieder lernen, hier in der Heimat!"

Hauptmann Engli sah auf das Mädchen, das zitternd vor ihm stand und ihm so froh und innig in die Augen sah. Eine seltsame Erinnerung stieg in ihm auf, als läge seine Zeit zwischen damals und jetzt, als wäre er wieder treu und begeistert wie in jungen Jahren. Und jäh überwältigte es ihn wie Dankbarkeit, er griff nach Trude Dohrns Händen und küßte sie rasch.

Mit einem Aufschrei machte das Mädchen sich frei und flüchtete hinaus.

Da kam er zu sich, ging mit schwerem Schritt zum Fenster und blickte lange in die Nacht hinaus. „Kindest keinen Frieden hier, macht nur die andern unselig und innere Unruh. Das ist ein neues Geschlecht hier, das ist ja alles längst preußisch hier unten. Und sie wollen's sein." Er sprach halblaut vor sich hin und schüttelte sich. Ihm fielen die Unzufriedenen ein, die umsonst hinübergewandert waren. Die ließen ihn nicht, und das Wort von der Gerechtigkeit schien ihm wieder wie ein Spott zu klingen.

Der Bursche kam und fragte.

„Um dreieinhalb weckst du mich!"

Dann wandte er sich wieder zum Fenster. Der Nachtwind rauschte leise in den Bäumen. Das Mondlicht fiel silbern vom Himmel, tanzte in den Blättern und spann blinkende Fäden durch den Rasen. Ein Kinderspielzeug lag mitten dazwischen und leuchtete bleich. Fern aus einer Schänke kam der Gesang von Bürgern, die das Lied der Deutschen wieder und wieder sangen.

Sonst war es still. Die Dächer reckten sich in seltsamen Formen und Schatten und glänzten im Mondenlicht. Nur fern im Westen, da, wo die Höhen dunkel vorm Himmel lagen, fiel ein Schuß, — und noch einer, — und noch einer, — —

Die Botschaft des Brotes.

Von Martin Broskauer.

Der langbeinige Hochländer ging mit geschultertem Gewehr vor dem Eingang des Inder-Lagers auf und ab. Schwarz und kalt lag die Nacht über den kahlen Bäumen zwischen den erdbraunen Zelten, und von fern her trug der Wind das tiefe Dröhnen des Kanonendonners. Plötzlich fuhr der Posten auf und horchten in das Dunkel.

Aber er sah den indischen Sergeanten nicht, der flach auf den Boden gedrückt im Schatten lag und mit finsterm Gesicht nach dem Hochländer starrte. Der Posten lauschte einen Augenblick, dann ging er mit langsamem Schritt beruhigt seinen Wachgang vor der Lagerpforte weiter. Der Inder hatte den Soldaten, aus dunklen Augen starrend, verfolgt, jetzt kroch er geräuschlos weiter, kreuzte im Schatten der Bäume den Weg und verschwand auf der anderen Seite der Straße. Bald war er aus Hörweite des Postens gekommen, halb gebückt richtete er sich auf und eilte am Rande des Gehölzes davon, bis eine Reihe spitzer Zelte vor ihm auftauchte. Vorsichtig ging er weiter und sah sich suchend um. Ein indischer Soldat kam hinter einem Zelt hervor, der Sergeant rief ihn an:

„Hollah, du Sepoy, wo ist das Zelt der Vorgesetzten?"

Der indische Infanterist richtete sich auf:

„Dort in dem großen Zelt hinter der Stange wohnen die Offiziere; und da drüben", er zeigte auf ein breites, flach hingelagertes Gebäude aus Zeltbahnen, „ist das Zelt der Korporale."

„Seit wann seid ihr hier im Faringi-Lande?"

„Seit Neumond!"

Der Sergeant winkte ab: „Gut, geht!"

Dann ging er auf das Zelt der Unteroffiziere zu. Vor dem Eingang blieb er stehen und bückte sich lauschend, dann schob er den Vorhang zur Seite und trat ein. In dem niederen Raum saßen auf den Knien hockend etwa dreißig indische Soldaten, auf dem Kopf den Turban, in Kahki-Uniform gekleidet, alle auf dem Aermel die Tressen der Unteroffiziere oder Korporale.

Der Eintretende hob grüßend die Hände:

„Guten Abend, Kameraden! Ich bin der Duffadar Nihal Singh von den 4. Bengal-Reitern. Heute nach Sonnenuntergang kamen wir hier im Lager an, erst seit gestern sind wir im Lande der Faringi!"

Die bärtigen, dunklen Gesichter der Inder wendeten sich dem Sprecher zu, doch alle schwiegen. Endlich sagte ein alter Soldat mit dem Abzeichen eines Unteroffiziers, dessen weißgrauer, krauser Bart seltsam den schwarzbraunen Kopf umrahmte:

„Sei willkommen, Duffadar, und sei dir! Warum kommst du in der Nacht?"

Der Bengal-Reiter lachte grimmig:

„Weil ich wie ein feiger Hund mich fortschleichen mußte! Weil die Sahib-Offiziere verboten haben, einer von uns Neuen das Lager verläßt und mit euch spricht!"

Der Alte ließ das Mundstück der Wasserpfeife, die er, wie fast alle anderen, vor sich stehen hatten, sinken.

„Kamerad", sagte er langsam, „was gibt es Neues im Bengal und Hindostan?" —

Nihal Singh, der Duffadar der Lanzenreiter, stand auf und fragte:

„Wie heißt du, Naik?"

„Ich bin Ali Topi von den 23. Sikh-Pionieren; ich bin der älteste Naik im Lager hier!" erwiderte der Alte würdevoll.

Der Sergeant sah sich vorsichtig um:

„Sind wir ganz sicher?"

„Ganz sicher, Kamerad! Nun sprich, was weißt du von der Heimat?" —

Der Bengal-Reiter beugte sich vor und sagte halblaut:

„Am Tage vor unserer Abfahrt kam ein Mann zu mir und brachte mir eine Botschaft für euch alle, Kameraden, im Farngilande!"

„Was für eine Botschaft?" riefen die tiefen Stimmen der Inder zugleich. Nihal Singh griff vielfach gewundene Tuch ab, wickelte es auf und legte es flach auf den Boden. Mit einem dumpfen Ruf sprangen die Soldaten auf und starrten aufgeregt auf das Turbantuch, auf dem ein kleines, flaches Stück trockenes Brot lag.

„Das Chupatti!" rief jemand.

„Ja", sagte Nihal Singh mit heiserer Stimme, „ich soll euch dieses Chupatti-Brot bringen! Brüder aus Hindostan und Bengal, die Zeit ist gekommen!"

Ali Topi, der alte, weißbärtige Sikh-Unteroffizier, legte dem Sprechenden rasch die Hand auf den Mund, dann sagte er:

„Wer von uns müssen hinaus und vor dem Zelt wachen, damit kein Sahib uns überrascht!"

Lautlos gingen vier Inder zur Tür und verschwanden im Dunkel. Der Alte fuhr fort:

„Duffadar Nihal Singh, woher kommt dieses Brot?" —

Der Sergeant von den Bengal-Lanzenreitern lachte:

„Welche Frage, Ali? Es kommt von Delhi. Und heute nacht läuft auch durch jedes Dorf Bengalens ein Bote mit dem Chupatti-Brot, und in jedem Dorf werden wieder sechs neue Brote gebacken und weiter gesandt — als geheimes Zeichen für die Brüder!"

Der Alte winkte den Kameraden, und alle sanken in ihre Sitzstellung niederhockend in die Knie. Der Bengale nahm seinen Turban auf und wand ihn sorgfältig um den Kopf mit dem straffen, schwarzen Haarknoten. Die anderen sahen schweigend zu. Dann fragte einer:

„Welche Botschaft sagt das Chupatti?" —

Nihal Singh beugte sich vor. Er kreuzte die Hände, als ob er beten wollte, seine schwarzen Augen leuchteten auf, und er sagte leise und eindringlich:

„Das Chupatti ist gebacken für die Söhne Bengals und Hindostans, für die, die Gläubigen des Propheten und für die Kinder des heiligen Stromes. Der Rajah in Delhi, den ihr alle kennt, läßt euch seinen Gruß sagen. Das Volk der Fremden, das uns beherrscht und bedrückt, ist in Gefahr, die Sahibs müssen in ihrem eigenen Lande kämpfen, der große Kaiser von Frankistan und der Sultan der Türken sind ihre Feinde!"

Der Sergeant war aufgesprungen, seine Stimme klang rauh und dringend, seine braunen Hände zitterten:

„Durch mich, den Brahminen Nihal Singh, soll euch das Chupatti Botschaft bringen. Das weiße Volk ist in Not und holt uns aus der Heimat zu Hilfe. Wir sind stark und das Sahib-Volk ist schwach!

Das ist die Botschaft!" . . .

Der Bengale sank zusammen und hockte sich im Kreise der Kameraden nieder. Schweigend starrten alle auf ihre Wasserpfeifen, deren dünne Schläuche wie kriechende Schlangen auf dem Boden lagen. Ali Topi, der Sikh-Unteroffizier, sprach zuerst:

„Wir hören die Botschaft, doch wir sind nicht alle. Laßt uns die andern holen!"

Mehrere Unteroffiziere sprangen auf und eilten zur Tür hinaus, gleich darauf kehrten sie mit neuen Kameraden zurück, und bald war in dem niederen Raum eine Schar von Indern versammelt. Dicht Leib an Leib gedrückt, standen sie an die Zeltwand gedrängt, in dumpfen Wellen wehte die Wärme der vielen Körper durch den Raum, und heiß klangen die erregten Atemzüge.

Der Duffadar Nihal Singh trat in die Mitte des Raumes und wiederholte seine Botschaft. Alle Augen starrten auf ihn, das heiße Schweigen durchglühte alle Gesichter, als er den Turban abnahm und das Chupatti-Brot hervorholte. Dann brach ein Sturm von Fragen und Fragen aus, die Stimmen erhoben sich leidenschaftlich, bis Ali Topi Schweigen gebot. Er griff an seine Seite, wo das kurze, breite Messer hing und zerschnitt das Stück Brot in viele kleine Teile. Jeden der Inder riet er mit Namen und gab ihm ein Stückchen; dann beugten sich die beturbanten Köpfe wieder zusammen. Heiser flüsterten die aufgeregten Stimmen, und aus den krausbärtigen schwarzen Gesichtern glühten leidenschaftlich und feindlich die Augen der Sprechenden.

Plötzlich zeigte ein Pfiff der Wachen vor dem Zelthaus die Morgenstunde an, und leise und einzeln schlichen die Soldaten zu ihren Abteilungen zurück.

*

Zwei Tage später wirbelten die Trommeln durch das Lager der Inder. Die Mannschaften rannten zu den Gewehren, mit dem weichen, tierartig einknickenden Trab der Halbwilden eilten Gurkhas vorbei, noch im Lauf die breiten Lederriemen zuschnallend, und rasch standen die indischen Regimenter, dem Alarm gehorchend, marschbereit da. Hinter den Bäumen leuchtete ein frostartiger, fahler Winterhimmel, von der Straße her rasselten Geschütze und klangen Kommandorufe.

Dann ritten die englischen Führer heran. Die Eingeborenen-Offiziere machten ihre Meldungen; ein kurzes Befehlswort, vielfach weitergegeben, tönte über den Platz, und die Regimenter marschierten in Reihen ab. Der Kanonendonner, dessen Schall den ganzen Tag wie eine dichte Decke zitternd über dem Lande gehangen hatte, wurde stärker. Man unterschied das Aufprällen der schweren Geschütze und den helleren Knall der Feldkanonen. Auf den Straßen trabten Wagen mit Verwundeten den Indern entgegen, Autos jagten vorüber, und einmal schob ein Patrouillenfahrer auf einem knatternden Motorrad wie ein Teufel blitzschnell mit schreiendem Warnungssignal vorbei, daß die Kolonnen erschreckt zur Seite fuhren.

Nun tauchten die ersten Infanterieteilungen auf, Meldereiter galoppierten her, hielten die schwitzenden Pferde kurz an und jagten zurück. Jetzt kamen die Befehle für die frischen Truppen. Zwei Regimenter gingen sodann vor. Im kurzem Trab, das Gewehr in der Hand, liefen die Inder rechts und links um die Stellungen der Franzosen und Engländer und tauchten in den breiten Waldsaum, dessen Ausläufer sich dicht vor den Schützengräben hinzogen. Klatschend fuhren die Kugeln der Deutschen in die Bäume oder pfiffen mit kurzem Rascheln durch das welke Laub, die Signalpfeifen der Offiziere trillerten, und flach, wie mit einem Ruck hingeworfen, lagen die Inder am Boden.

Ein englischer Adjutant kroch von hinten aus den Stellungen zu den Führern heran:

„Befehl des Generals! Die Eingeborenen-Truppen sollen sofort im Sturmangriff gegen die Deutschen vorgehen, je weiter, desto besser. Die englischen Regimenter rücken sofort als Reserve nach!"

Neben dem Obersten der Sikh-Pioniere lag Ali Topi, der alte Unteroffizier. Er verstand sehr gut Englisch, wenn er es auch den Vorgesetzten gegenüber nie zugab. Sein Gesicht wurde finster. Er rückte nach rechts, wo der nächste Inder lag und flüsterte ihm etwas zu. Wie ein leises Rauschen, wie eine taktmäßige Bewegung lief es durch die Reihen der braunen Soldaten; keiner der weißen Führer hatte etwas bemerkt.

Jetzt schrillten die Pfeifen, die Offiziere sprangen auf, und die ganze Linie stürmte vorwärts in den Wald, den deutschen Stellungen entgegen. Aber schon nach wenigen Sprüngen ließen sich die Inder fallen; und ehe noch die weißen Offiziere ein Wort sagen konnten, fuhren ihnen die breiten Messer der Nächstliegenden in Hals und Rücken. Ali Topi sah mit blinkenden Augen auf den Oberst, der im Gras still lag, wischte das Messer sorgfältig im Grasboden ab und rief dem indischen Hornisten einen Befehl zu. Ein Trompetensignal klang, und gleich darauf hörte man das anseuernde Rufen und die ungleichmäßig stampfenden Schritte der aus den Reservestellungen heranstürmenden Engländer. Da gab der alte Sikh-Unteroffizier einen Pfiff auf seiner Signalflöte ab, die indischen Korporale nahmen den Befehl auf; und kurz vor der Front der vorrückenden Engländer glitten die Reihen der Inder davon, geschmeidig und geräuschlos, duckten sich im Schatten zur Seite, bargen sich in laubgefüllten Gräben und gaben zu beiden Seiten den Engländern den Weg frei.

Und in die breiten Reihen der Stürmenden, die immer noch die Inder vor sich wähnten, prasselte das Gewehrfeuer der Deutschen, rissen die hämmernden Maschinengewehre der Feinde Lücken, die blitzschnell die Sturmkolonnen zu einzelnen richtungslosen Haufen auflösten.

Während die englischen Offiziere die wenigen noch Lebenden zu halten und zurückzuführen suchten, während die Deutschen jetzt selbst zum Sturmangriff aus ihren Gräben sprangen, trabten die Inder, unbeirrt durch das Sausen der Geschosse, rechts und links in weitem Bogen das Schlachtfeld umgehend, durch den dunkeln Winterabend über die hartgefrorenen Felder nach dem Lager zurück . . .

Bursch, das Pferd.

Von P. Rosenhain.

Jeden Abend erntete Jean Malterre, der Zirkusreiter, brausenden Beifall, wenn er seinen langen Bursch, den schönen braunen Vollblutbengst, vorführte. Im bürgerlichen Leben hieß Jean Malterre Hans Malter und stammte aus Rudolstadt. So gern er seinen ehrlichen Vaternamen beibehalten hätte — die herrschende Mode verlangte nun einmal etwas Ausländisches.

Jean Malterre verkehrte mit keinem Menschen. Er hatte nur einen Freund, sein Pferd. Mit dem feinen Instinkt des klugen Tieres hatte Bursch diese alles beherrschende Liebe seines Herrn bald herausgefühlt und vergalt sie mit einer grenzenlosen Zuneigung. Malterre, dessen fürstliche Einkünfte ihm gestatten hatten würden, ständig in den ersten Hotels zu wohnen, schlief nachts auf seinem schmalen Feldbett in der Box seines Pferdes. Und abends las er seinem Kameraden die Briefe von Bewunderern vor, die täglich bei ihm berühmten und schönen Kunstreiter einliefen, und dann wieherten die beiden um die Wette . . .

Da kam der Krieg.

Malterre, plötzlich der alte Hans Malter, erhielt Befehl, sich sofort bei seinem Kavallerie-Regiment im Elsaß einzufinden. Seinen Bursch nahm er mit. Bei der Inspektion sah der Kommandierende General das edle Tier, stutzte und rief den Besitzer vor. „Unteroffizier Malter", sagte der General, ohne einen Blick von dem Hengst zu wenden, „ist das Ihr eigenes Pferd?"

„Zu Befehl, Exzellenz!"

„Das ist wohl gar Ihr berühmter Bursch?" fuhr der Gestrenge schmunzelnd fort. — „Zu Befehl, Exzellenz!" — „Ein wunderbares Tier . . . Hören Sie mal, Malter", fragte er dann, ein wenig zögernd, „was ich Ihnen jetzt sage, wird Ihnen das Herz schwer machen." Und als ihn Malter stumm und ahnungsvoll anblickte, sagte der General, das Pferd sanft klopfend: „Mein Pferd ist, weiß Gott, nicht schlecht, aber, ich traue ihm nicht. Ich habe immer das Gefühl, daß es mich mal im entscheidenden Moment im Stich lassen wird . . . Wollen Sie mir Ihr Pferd verkaufen, Malter?" — Der Gefragte erbleichte und sagte leise: „Exzellenz . . . ich würde das Tier niemals verkaufen. Um keinen Preis der Welt. Aber Ihnen, Exzellenz, — will ich es zur Verfügung stellen. Für die Dauer des Krieges. Bitte, nehmen Sie es." Der General reichte Malter die Hand. „Ich danke Ihnen, Unteroffizier. Denken Sie, es sei fürs Vaterland!" — —

Malter stand mit seinem Regiment auf dem östlichen Kriegsschauplatze. Seit acht Tagen waren sie im Feuer. „Vorwärts!" schrien die Führer, und die Soldaten wiederholten es lachend und jubelnd. Die Reihen lichteten sich; neue waren da, wie aus dem Boden gewachsen. Und geschlossen gingen die Regimenter wieder vor, zu Sieg oder Tod.

Heute hatte Malters Regiment seinen besonderen Ruhmestag. Es war ihm gelungen, die Feinde aus Stellungen hinauszudrängen. Vorn immer der General auf dem Bursch. Gerade Malters Schwadron hatte am meisten zu leiden, denn sie kämpfte an der Spitze. Einer der Offiziere fiel nach dem anderen — schließlich übernahm Unteroffizier Malter das Kommando. Er ergriff die Fahne. „Vorwärts, Kameraden!" Das Pferd wurde ihm unter dem Leib weggeschossen. Da stürmte er zu Fuß weiter. Plötzlich fühlte er einen Schlag in der Hüftgegend. Als habe er einen Stockhieb erhalten. Einen Moment strauchelte er. Dann raffte er sich auf, tat einige Schritte und sank zu Boden. Die Soldaten stürmten über ihn hinweg. Wieder wollte er sich aufrichten; ächzend sank er zurück. In seinem Kopfe begann es zu sausen wie von hundert Mühlrädern. Einen Augenblick tauchte das treue Gesicht seines Bursch vor ihm auf, um blitzschnell wieder zu verschwinden. Er griff mit den Händen in die Luft. Feurige Kreise drehten sich vor seinen Augen. Dann wurde alles totenstill — in seinem Kopf war tiefe Nacht, und die Sinne vergingen ihm. — Als er erwachte, stand der Mond hoch am Himmel und beleuchtete ein ungeheures Schlachtfeld. Rechts und links, überall tote Körper von Menschen und Pferden. Mondlicht flimmerte gespenstisch über den Dingen. Allmählich schien sich ein weißlicher Dunst von der Erde zu lösen, der alles wie in ein Leichentuch hüllte. Malter versteifte mühsam seinen Arm, richtete sich auf und blickte umher. Nichts Lebendes war zu sehen. Mit Aufbietung seiner letzten Kräfte legte er die Hand an den Mund und rief:

„Ka—me—ra—den — helft!"

Einen Augenblick horchte er. Dann kam klar und deutlich, fast feierlich, durch die tote Nacht das Wiehern eines Pferdes.

Diesen Ton aber — diese Stimme, hätte er unter allen Tönen der Erde herausgekannt. Näher und näher kam das Wiehern, wie ein tastendes Suchen. Und da war es ganz nahe bei seinem Ohr. Er wendete sich herum; ein fast menschlicher, jubelnder Laut dicht an seinem Kopf, und im nächsten Augenblick sah er in das treue Gesicht seines Bursch. Mit seinem halb erloschenen Blick merkte er, daß dem Tier ein dicker Blutstrom die Beichen herunterlief. Er fühlte noch, wie sich ein kräftiges Gebiß in seinen Mantel eingrub, dann wurde er emporgehoben . . . und dann war wieder Nacht um ihn.

— — — — — — — —

Als Malter wieder zu sich kam, lag er in einem weißen, weichen Bett, und über ihn beugte sich das gütige Gesicht einer Krankenschwester. „Wo ist mein Bursch?" flüsterte er. Die Schwester warf einen schnellen Blick auf den Arzt und sagte leise: „Er spricht! Er ist gerettet!" — — —

Nach viergehn Tagen führte ihn die Schwester zum ersten Male hinaus in den sonnigen Garten. Dort wölbte sich ein Hügel mit einer kleinen Tanne darauf. Die Schwester wandte das Gesicht ab und sagte leise: „Dort liegt Ihr Pferd, Malter. Der General hat es hier begraben lassen. Hier hat es sie niedergelegt und ist dann verendet. — Sehen Sie sich ein wenig auf diesen Stuhl." Und mit leisen Schritten ging die Schwester davon.

Einen Augenblick starrte Malter auf den Boden. Dann sie sein Kopf schwer auf die Brust, und seine Tränen flossen auf den Grabhügel, unter dem sein treuer Freund lag, der sein Leben für ihn gelassen hatte.

Vor dem Heiraten habe die Wohnung!
Toskanisches Sprichwort.

Aus der Welt der Frau.

Wer sich aus Liebe verheiratet, trepiert aus Wut.
Lombardisches Sprichwort.

Ein neuer Feind unserer Frauen.

Was wir Frauen anfänglich nicht für möglich gehalten, was uns ganz undenkbar erschien, als es von uns Besitz nahm, unsere Männer, Söhne oder Väter, nun sich dem Feinde draußen gegenüberstellen, es ist dennoch Tatsache geworden: wir haben uns an ihre Abwesenheit gewöhnt. Die Gewohnheit, diese alles ausgleichende, hat hier ihre Macht erprobt und ist trotz allem Zweifel an ihrer Fähigkeit dennoch Siegerin geworden. Ja, wir haben uns gewöhnt, im Leben ohne Mann, ohne Vater, ohne Bruder zu leben, weil wir dazu gezwungen wurden. Wir wissen, daß wir ganz allein für alles, was das Leben an Schwierigkeiten bringt, verantwortlich sind und einstehen müssen, so lange er fern vom Heim ist, und — wir gewöhnten uns auch daran, so unsäglich wir vielleicht auch vorher gewesen, irgendeine Maßnahme außerhalb unsres häuslichen Pflichtenkreises selbständig zu treffen. Unser ganzes Leben mußte ohne ihn andere Wege, andere Bahnen einschlagen, als wir bisher gewohnt, und trotz aller Hindernisse senden wir uns in diese völlig veränderte Sachlage.

Aber der Tag verrinnt jetzt im Winter gar zu schnell, die Nacht mit ihrer Finsternis, mit ihrer drängenden Dunkelheit triumphiert über die kurze Helle der Tagesstunden, und schneller als wir es gedacht, kommt jene Zeit, die wir jetzt, wo wir allein, wo wir ohne ihn leben müssen, der bisher der Mittelpunkt unseres Seins gewesen, doppelt schwer empfinden. Da fühlen wir, daß alle die neuen Gewohnheiten nur wohltätige Täuschungen für uns waren, die uns auf Stunden beruhigten. Wenn die Dämmerung herniedersinkt, fühlen wir den Verlust, der uns mit seinem Fernsein getroffen, mit verdoppelter Schärfe und Schwere. Daß wir allein sind, wir fühlen es niemals mehr, als wenn der Platz unter dem traulichen Schimmer der Lampe im Kreise der Familie leer bleibt. Und unsere Gedanken wandern und überbrücken die Weiten, die uns von ihm trennen. Unser Sehnen wird zu einem Gebet zum allmächtigen Lenker aller Geschicke, und voll Inbrunst flehen wir für die Erhaltung des Geliebten.

Aber — wir können nicht immer beten. Oft wird die größte Innerlichkeit, die tiefste Glaube erschüttert in der Erinnerung an das, was uns der Tag an neuen Geschehnissen, neuen Eindrücken, neuen Nachrichten zugetragen. Unser Einsamkeitsgefühl drängt uns oft geradezu übermächtig dazu, Beziehungen mit früheren Freundinnen wieder aufzufrischen, neue mit gleichgesinnten Geschlechtsgenossinnen zu knüpfen. Im Grunde ist es nicht Abwechslungsbedürfnis, was uns dazu treibt, sondern einzig und allein das Verlangen, unserer innersten Sorge und Ungewißheit um das Schicksal unserer Lieben draußen im Felde einmal auf kurze Zeit entrissen zu werden, unsere eigenen Sorgen und Kümmernisse im Lichte anderer gesehen und mit jenen anderer gemessen, einmal als kleiner und geringer ansehen zu dürfen, als bisher.

Sie trösten auch gern, die alten und die neuen Freundinnen, aber — sie kommen auch damit bald zu Ende, und dann folgt das, was uns während der langen Abendstunden, während der oft endlos langen schlaflosen Nächte das Herz zerdrücken will: der Aberglaube. Wie sind sie alle übergetaucht, frei davon zu sein, wir glauben sicherlich nichts an all das, was in diesen schweren Zeit heimlich von Mund zu Mund schwirrt, von Mund zu Mund weitergetragen wird, in immer neuen Auslegungen und Andeutungen. Nein, wir sind nicht mehr abergläubisch, wir sind Kinder einer neuen Zeit. Der geringe Rest, der uns geblieben, der uns noch anhaftet, als ein Erbteil unserer Mütter und Großmütter, der ist so lächerlich klein, so geringfügig, daß er kaum der Erwähnung wert ist. Aber schon Bessing sagt: Der Aberglaube schlimmster ist, den seinen für den erträglichsten zu halten!" In unsern einsamen Abendstunden bestätigt sich leider oft, was er mit diesem Wort gemeint. Gewiß, wir sind nicht abergläubisch, aber wir nahmen nun zu willig auf, was uns vom Aberglauben anderer zuströmte, und kaum haben wir ihm unser Herz geöffnet, so ist ihm auch schon der Verstand unterlegen, und trotz aller Kämpfe desselben gegen die Unvernunft all jener abergläubischen Erzählungen und Einflüsterungen, behalten sie doch die Oberhand und wir unterliegen. Dann kommen jene trostlosen Nächte, in denen wir jäh aus dem Schlafe erwacht, geschärften Sinnes liegen und voller Sorgen um den Fernen und fest von dem engen, unzerreißbaren Netz des Aberglauben umgarnen lassen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191502078/fragment/page=0002